

QUANTITATIVE ENTWICKLUNG UND STRUKTURELLE DIFFERENZIERUNG DER EUROPÄISCHEN ZEITGESCHICHTSFORSCHUNG 1989-2005

Der Workshop zu quantitativen Ansätzen in der zeitgeschichtlichen Forschung, den das Institut für Internationale Studien an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Prager Karlsuniversität (Institut mezinárodních studií Fakulty sociálních věd UK) und das Centre français de recherche en sciences sociales (CEFRES, Prag) am 19. Januar 2011 in Prag gemeinsam durchführten, steht im Kontext eines größeren Projekts. In diesem geht es darum, die Zeitgeschichtsforschung seit 1989 in Polen, Deutschland, Frankreich und Großbritannien und fallweise auch in Russland und den Vereinigten Staaten zu untersuchen und zu vergleichen. Ziel der eintägigen Konferenz war es, einen Überblick über bestimmte thematische und methodische Felder dieser Entwicklung zu erstellen. Im Hintergrund stand dabei selbstredend die tschechische Zeitgeschichtsforschung, die sich erst in den letzten 20 Jahren frei entfalten konnte.

Jiří Pešek, der Hauptkoordinator des Projekts eröffnete die Veranstaltung, in dem er Meilensteine der Entwicklung der Zeitgeschichtsforschung vorstellte, wobei er sowohl auf die innere Genese des Faches einging, als auch auf die äußeren politischen Bedingungen, unter denen die Forschung arbeitet. 1989, so Pešek, war das Jahr, in dem das Paradigma des „Kalten Krieges“ endgültig an sein Ende gelangte. 1995 ließ sich eine wichtige Veränderung in der Herangehensweise an die Zeitgeschichte feststellen, die sich primär aus der Tatsache ergab, dass die Archive geöffnet wurden und die Quellen, die zuvor unzugänglich gewesen waren, der Forschung auf einmal in großen Mengen zur Verfügung standen. Auch das Jahr 2000 fand Erwähnung – als das letzte Jahr vor dem 11. September, der nicht nur für die amerikanische Historiografie eine Zäsur und den Beginn einer neuen, umfassenden Debatte über die Zeitgeschichte markierte. Und schließlich nannte Pešek 2005, das Jahr, nach dem die Tschechische Republik und andere postsozialistische Staaten der Europäischen Union beigetreten waren, und das im tschechischen wie internationalen Rahmen eine extensive Entwicklung der zeithistorischen Forschung brachte.

Quantitative Untersuchungen sind eine Möglichkeit darauf zu reagieren, dass die zeitgeschichtliche Forschung nicht in der Lage ist, wirklich erschöpfende qualitative Studien zu erstellen. Daher wurde bei der Tagung die besondere Bedeutung bibliografischer Forschung hervorgehoben. Obgleich die meisten Bibliografien nicht als Quellen sui generis entstehen, kommt ihnen doch eine wichtige Rolle zu: Schließlich kann über die Auswertung nationaler oder thematischer Bibliografien zur Zeitgeschichte das Problem, dass repräsentative qualitative Vergleiche einfach nicht ge-

löst werden können, etwas ausgeglichen und zugleich zumindest ein Überblick über die geradezu pandemisch anwachsende historiografische Produktion gewonnen werden. Solche Überblicke wurden auf der Tagung für die deutsche (Pešek), britische (Nina Lohmann, Tomáš Nigrin), polnische (Jiří Vykoukal), amerikanische (Svatava Raková) und französische Historiografie (David Emler) geboten. Die Trends der zeithistorischen Forschung lassen sich auch anhand profilierter Zeitschriften verfolgen, wie Daniela Kolenovská anhand der russischen „Novaja i novejšaja istorija“ (Neuen und neusten Geschichte) – zeigte, oder auch, indem der Präsenz bestimmter Themen in den wichtigsten historischen Fachzeitschriften wie der „American Historical Review“ (Jan Bečka) nachgegangen wird.

In der Landschaft der europäischen Zeitgeschichtsforschung sind neben der unterschiedlichen organisatorischen Verankerung der Forschung (wie eine zentralistische Struktur in Frankreich und eine vielgliedrige in Großbritannien) auch thematische und methodologische Unterschiede charakteristisch, die sich auch in der schulischen und medialen Vermittlung von Geschichte niederschlagen. So führte etwa Emler aus, dass die französische Zeitgeschichtsschreibung die Geschichte des Kommunismus viel intensiver verfolgt, als dies in anderen westlichen Ländern der Fall ist. Als Beispiel dafür nannte er die Diskussion über das „Schwarzbuch des Kommunismus“. Typisch für die französische Forschung seien ferner die Beschäftigung mit dem Kolonialismus sowie eine starke Tendenz zum „Frankozentrismus“, die sich sowohl methodisch als auch thematisch äußere. Solche Feststellungen müssten freilich überprüft werden – das heißt, es sollten wenigstens quantitative Vergleiche angestellt werden, um z. B. herauszufinden, wie stark sich die italienische Historiografie für den Kommunismus interessiert. Die französische Kolonialismusforschung ließe sich indessen gut mit der britischen vergleichen, die nicht hinter der französischen zurücksteht, aber ebenfalls eine gewisse Selbstbezogenheit aufweist.

Die starke Konzentration auf die Geschichte des eigenen Landes – das zeigten weitere Referate – stellt keine Ausnahme, sondern eher die Regel dar. So gelangte Bečka in seiner Auswertung der „American Historical Review“ zu dem Schluss, dass die nordamerikanische Forschung wenig Interesse an Mittel- und Südamerika zeigt. Pešek verwies auf die andauernde Dominanz deutscher Themen – vor allem des Nationalsozialismus – in der deutschen Forschung, wobei auch Publikationen, die eigentlich einem breiteren Thema gewidmet sind, thematisch oft im Zusammenhang mit der deutschen Expansionspolitik stehen. Die außereuropäische Geschichte bleibt völlig am Rand – so verzeichnet die „Historische Bibliographie“ nicht mehr als 12 Prozent Titel zur nicht-europäischen Geschichte, davon die meisten zu den USA.

Die amerikanische Historiografie bringt ihre eigenen Trends hervor. Nach Raková wendet sie sich besonders der Konsumgesellschaft zu – dieses Interesse ist älter, als das an der Globalisierung – und ist sehr interessiert an Weltgeschichte. Dieser Zugang erfordert, dass sich Historiker von nationalen Loyalitäten und den mit diesen verbundenen Sichtweisen frei machen. Denn Globalgeschichte strebt danach, Begriffe wie Nation und nationale Identität, die die Historiografie allzu lange gebunden haben, zurückzudrängen und sich auf übernationale historische Paradigmen zu

konzentrieren, die eher kulturgeschichtlich erfasst werden können. So haben in den letzten Jahrzehnten Kultur und kulturelle Transfers für die amerikanische Historiografie an Bedeutung gewonnen.

Der Workshop zeigte sehr klar, wie problematisch es ist, Zeitgeschichtsforschung universal zu definieren. Einige gemeinsame Züge lassen sich aber dennoch festhalten: So ist die Abhängigkeit von „heimischen“ Themen offensichtlich. Das entspringt einerseits der Notwendigkeit, die Geschehnisse des eigenen Staates, der eigenen Nation und Gesellschaft zu erklären, ist andererseits aber auch ein Resultat der sprachlichen Möglichkeiten bzw. deren Grenzen. Ein weiteres allgemeines Phänomen ist das gewaltige Anwachsen der Zahl der Publikationen im Bereich der Zeitgeschichte – wengleich einige Länder, wie Deutschland, nach 2005 eine gewisse Stagnation verzeichneten. Dieser Boom erklärt sich aus dem öffentlichen Interesse, dazu kommt die Möglichkeit, Mittel wie Zeitzeugeninterviews und audiovisuelle Quellen einzusetzen, die für die ältere Geschichte nicht zur Verfügung stehen, und mit denen die nicht-wissenschaftliche Öffentlichkeit gut erreicht werden kann. Und nicht zuletzt setzt die Zeitgeschichtsforschung überall einen starken Akzent auf die Herausgabe von Quellen, die erst durch die veränderte politische Situation nach 1989 möglich geworden ist. In Polen etwa machen solchen Werke ein Viertel der Gesamtproduktion aus.

Der Workshop demonstrierte deutlich, dass die Zeitgeschichtsforschung künftig zumindest im Bereich der Analyse von Daten eng mit anderen Disziplinen wie der Soziologie oder der Statistik zusammenarbeiten muss, für die quantitative Methoden schon lange zum Standard gehören. Die Forderung nach Interdisziplinarität reicht allerdings viel weiter und die Zeitgeschichtsforschung wird um fundamentale Änderungen wie die Einbeziehung neuer Techniken (z.B. den Einsatz elektronischer Medien im Archivwesen) nicht herumkommen. All diese Bemühungen würden allerdings ins Leere zielen, stünde in der Zeitgeschichte nicht nach wie vor die qualitative Forschung an erster Stelle.